

Rezension von Albert von Schirnding zu „Imperium“ von Prof. Friedrich Maier

In den Dreißigerjahren schlug Mussolini eine brutale Schneise von der Piazza Venezia zum Kolosseum: die *Via dei Fori Imperiali*; ein ganzes dichtbesiedeltes mittelalterliches Quartier musste ihr weichen. Auf vier Wandbildern ist die Ausdehnung des römischen Weltreichs unter Caesar, Augustus und Trajan dargestellt: als sei von dem zunächst nur als Punkt gegebenen Rom eine Explosion des Willens zur Macht ausgegangen. Der Bogen führt vom Sieg über das afrikanische Karthago zu den Eroberungen der Kaiserzeit und findet nach dem Zusammenbruch des römischen Weltreichs seine Fortsetzung im Europa Karls des Großen, in der gewaltsamen Christianisierung der „Neuen Welt“, in der Unterwerfung und Ausbeutung der Kolonien. Napoleon und die faschistischen Führer des vergangenen Jahrhunderts verstanden sich als Erben eines Caesar und Augustus.

Unter dem Stichwort „Imperium“ legt der durch eine grandiose Reihe von altphilologischen Unterrichtswerken und Büchern zur griechischen und römischen Antike ausgewiesene emeritierte Professor der Berliner Humboldt-Universität Friedrich Maier eine atemberaubende Darstellung des skizzierten Ereigniszusammenhangs vor. Sie macht einleuchtend klar, dass Imperium – das lateinische Wort bedeutet ebenso ‚Herrschaft‘ wie ‚Reich‘ – eine für die Geschichte des Abendlands zentral wichtige Triebkraft bezeichnet. Dieser Nachweis allein würde schon genügen, die Lektüre von Caesars *De Bello Gallico*, Vergils *Aeneis*, der *Oden* des Horaz, von Auszügen aus Tacitus auch im Gymnasium von heute und morgen als sehr sinnvoll zu rechtfertigen.

Aber es geht dem Autor nicht nur um den aktuellen Wert des altsprachlichen Unterrichts. Er macht beim problematischen Karlspreis, mit dem im Jahr 2016 Papst Franziskus ausgezeichnet wurde, nicht halt, sondern führt die mit den römischen Eroberungen beginnende Linie weiter bis zur gegenwärtigen nach wie vor im Zeichen Bacons („Man muss die Natur auf die Folterbank spannen, um ihr die Geheimnisse abzupressen“) stattfindenden wissenschaftlich-technischen Unterwerfung der Natur und schließlich bis zur sogenannten digitalen Revolution.

„Die Macht des Algorithmus“ ist das letzte Kapitel überschrieben. Mit ihm wird das Terrain altphilologischer Bewandertheit weit in Richtung eines fundierten Computerwissens überschritten und wird der die „beiden Kulturen“ trennende Abgrund souverän überbrückt. Und siehe da: Auch hier, in der scheinbar absoluten Herrschaft des Algorithmus, ist der alte Imperialismus am Werk. Der Untertitel des Buches verspricht aber die „Geschichte einer Ideologie“. Die Geschehensfolge von Augustus bis zum Algorithmus wäre gar nicht zu verstehen ohne das sie hervorbringende und leitende Begründungssystem. Seine prägnanteste Formulierung findet sich in Vergils *Aeneis*, die nicht von ungefähr zum Nationalepos der Römer wurde. Schon im ersten Buch ist das römische Imperium als göttlicher Auftrag in Verse gesetzt: Die Römer sind zu Herren der Welt bestimmt, und ihre Herrschaft soll unbeschränkt gelten. Jupiters Fatum: „Ihnen setze ich weder in Raum noch in Zeit eine Grenze.“ Dazu gehören sozusagen als nähere Ausführungsbestimmung die berühmten drei Hexameter aus dem 6. Buch: Das Ziel der Unterwerfung ist der Friede, der sich im *parcere subiectis* und im *debellare der superbi* verwirklicht.

Was als apriorische Forderung des Anchises an die durch Aeneas vertretenen Römer ergeht, ist zum Zeitpunkt der Niederschrift mit der Herrschaft des Augustus Wirklichkeit geworden – das sollen jedenfalls nach dem Willen des Princeps das römische Volk und der Rest der Menschheit für alle Zeit glauben. Der Verbreitung dieses Glaubens dienen der Tatenbericht des Monumentum Ancyranum wie die dichterische Propaganda eines Vergil und Horaz. Eine Vorzugslektüre des Augustus ist Ciceros Staatschrift *De re publica*, die den Krieg der Römer als *bellum iustum* mit dem Gedanken rechtfertigt, die besiegten Barbaren würden innerhalb des römischen Reichs durch die Vermittlung von *cultus atque humanitas* erst zu eigentlichen Menschen gemacht. Der Gedanke hat immer wieder, vor allem in seiner christlichen Version, eine fatale Rolle gespielt.

Die Geschichte des modernen Humanismus ist allerdings weniger durch Kritik der Antike als durch ihre Bewunderung charakterisiert. Das gilt namentlich für das humanistische Gymnasium. Vergils Verklärung des Augusteischen Friedensreiches steht auf einer so hohen künstlerischen Stufe, dass der poetische „Mehrwert“ ihre Entlarvung als Propaganda weitgehend ausschließt. Das ist nur ein Beispiel unter vielen.

Ein großes und kühnes Verdienst des Buches von Friedrich Maier scheint mir in der Schonungslosigkeit zu liegen, mit der er eines der römischen Herzwoorte, eben den Imperium-Begriff, im Hinblick auf seine unmenschliche Realität hinterfragt. Dabei legt er, was das Kind mit dem Bad ausschütten würde, nicht einfach den Maßstab einer aufgeklärten Metaphysik der Sitten an, sondern geht auch hier von antiken Texten aus.

So steht schon am Anfang eine höchst eindrucksvolle Interpretation des Endes des Vergilischen Epos, das Aeneas als gnadenlosen Schlächter des Gegners vorführt. Der Dichter orientiert sich am homerischen Vorbild der erbarmungslosen Behandlung Hektors durch Achill, aber es fehlt der versöhnliche und höchst menschliche Schluss. Aeneas kennt nur die Rache. Sicher, er ist erst Römer in spe; aber das von seinem Vater verkündete Ideal der Schonung des unterworfenen Feindes soll wohl den ungeheuren Abstand, mit dem die Praxis der Bürgerkriege hinter ihm zurückbleibt, deutlich machen.

Cicero schickt seinem Lobpreis auf die römische Herrschaft durch Laelius eine scharfe Anklage ihrer Grausamkeit und Ungerechtigkeit voraus, bei Sallust werden die Römer „Räuber der Völker“ genannt, und für Tacitus ist die *pax Augusti* ein blutiger Friede. In seinem *Agricola* legt er einem der Protagonisten wahre Hasstiraden gegen Rom in den Mund: „Stehlen, morden, rauben nennen sie mit falschem Namen Imperium, und wo sie eine wüste Leere schaffen, nennen sie dies Frieden.“ Aber diese Romkritik ist immer indirekt, die Schriften, die sie enthalten, sind keine verbalen Widerstandshandlungen. Caesars Leser wussten wohl, dass die „Befriedung“, also die Eroberung Galliens mit ungeheurer Grausamkeit verbunden war (man hat die Zahl von 1,2 Millionen niedergemetzelter „Feinde“ errechnet); trotzdem wurde dieser Preis als nicht zu hoch für den Segen einer nach römischer Ordnung organisierten Provinz erachtet.

Eine nicht weiter kommentierte Abbildung des „Sterbenden Galliers“ aus den Kapitolinischen Museen wirkt wie ein Wegweiser zum dritten Weg zwischen Römerlob und Römerhass. Es ist die Kunst, die dem unterlegenen Gegner seine volle Menschenwürde zuerkennt. Und das gilt auch für die Dichtung, selbst da, wo ihre Schöpfer dem Herrscher nur den Spiegel seiner guten Taten vor Augen halten, die Untaten verschweigen. Einer war freilich unabhängig genug, sich der Herrschaft des Princeps zu entziehen. Er verlor nicht einmal unter den unzivilisierten Bewohnern des Unortes, wohin Augustus ihn verbannte, seinen Witz: *Barbarus hic ego sum*, („Hier bin ich der Barbar.“) lautet ein Halbvers, den Friedrich Maier im Kapitel über „Barbaren“ zitiert. Für die Römer waren es die zu unterjochenden Feinde, für die Griechen einfach alle Nicht-Griechen, deren Sprache unsinnig klang. Die Bewohner von Tomi am Schwarzen Meer verstanden kein Latein, schon gar nicht das der Dichtung Ovids. Also wurde er für die sogenannten Barbaren seinerseits zum unverständlichen Kauderwelsch brabbelnden Barbar.

Der Mythos von Ikarus in der Fassung von Ovids *Metamorphosen* wird von Maier als große Metapher auf die moderne Vergewaltigung der Erde gedeutet. Die antike Dichtung entfaltet angesichts eines zentralen Problems unserer Zeit ihre unerschöpfliche Symbolkraft und „wird zur Manifestation einer totalen Verschmelzung von Antike und Gegenwart“. Für die Interpretation spielt ein Bild des Engländers John Armstrong von 1939 eine wesentliche Rolle. Ein Pfahl trägt eine zerborstene Kugel; auf der rötlich-braunen Erde und vor einem submarinblauen Himmel sieht man nur ein Paar Fetzen und Trümmer. Menschenleere, *the dayafter*. Das Bild heißt „Ikarus“. Bei dieser Gelegenheit ist nachdrücklich hinzuweisen auf die reiche und originelle Illustrierung des in jeder Hinsicht ansprechenden Bandes, dem man weiteste Verbreitung wünscht. Er ist nicht nur krönender Abschluss einer im selben Verlag erschienenen, für Humanität und humanistische Bildung überzeugend plädierenden Essay-Trilogie, sondern auch Summe eines ganzen Lebenswerks.

Albert von Schirnding (im Juli 2019)